

Zeitschrift:	Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden = Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université
Herausgeber:	Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden
Band:	42 (2016)
Heft:	3-4
Artikel:	Eingriffe in der Evaluation und Förderung der naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung
Autor:	Quack, Martin
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-893888

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eingriffe in der Evaluation und Förderung der naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung

Martin Quack*

1. Einleitung

Autonomie und Freiheit sind grundlegende Werte der Wissenschaft. Sie erfahren Eingriffe durch Evaluation und Förderung etwa in der naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung. Dies will ich hier etwas eingehender diskutieren und dabei einige Mythen, Risiken und Chancen identifizieren. Ich stütze mich dabei u.a. auf einen früheren Vortrag [1], von dem auch eine gekürzte [2] und eine englische Fassung im Druck erschienen sind [3], ebenso wie auf eine in ähnlicher Form als Beitrag zu einer Debatte erschienene Fassung [4]. Das Thema will ich einführen mit einigen allgemeinen Bemerkungen zu Autonomie und Freiheit der Wissenschaft im Rahmen ihrer Steuerung (oder auch englisch «Governance») oder Selbststeuerung durch Demokratie, Sophokratie oder Axiokratie im Gegensatz zur Fremdsteuerung durch Bürokratie. Dann werde ich auf Forschungsförderung durch Berufungen, Finanzierung von Projekten, durch Preise usw. eingehen und dabei einige absurde «Mythen» (auch verbreiteten Aberglauben) erwähnen, die im Wissenschaftsbetrieb und auch in der Presse und der Politik kursieren. Ich möchte etwas zur guten und schlechten Praxis bei Evaluierungen und Berufungen sagen und ganz am Schluss kurz darauf eingehen, warum man überhaupt Grundlagenforschung fördern sollte.

Die Wissenschaftsfreiheit und die Autonomie in der Steuerung der Wissenschaften spielt in der Republik der Naturwissenschaften eine grundlegende Rolle. Sie kann als eine «Demokratie mit kompetenzbasiertem Stimmrecht» bezeichnet werden. Im Idealfall beruht die Selbststeuerung der Wissenschaft auf einer fachlich begründeten Evaluation bei Berufungen an Universitäten, auch bei Zuwahlen bei Akademien, bei Förderentscheiden zu Forschungsprojekten oder bei der Verleihung von Forschungspreisen.

Die Demokratie mit kompetenzbasiertem Stimmrecht kann man auch als «Sophokratie» oder «Axiokratie» bezeichnen (mit etwas anderer, eher gemischter Bedeutung wird auch «Meritokratie» verwendet). Es gibt jedenfalls gute Gründe dafür, dass Personen, die etwas von einer Sache verstehen, darüber entscheiden. Die grösste Bedrohung dieser autonomen Selbststeuerung der Wissenschaft ist die verbreitete Alternative hierzu: die Fremdsteuerung durch Bürokratie. Personen, die keinerlei Ahnung von der Wissenschaft haben, entscheiden auf

der Grundlage von Sekundärinformationen, wie «Indices», «Masszahlen», «Rankings» oder einfach nach «Bauchgefühl».

Es sei hier bemerkt, dass die Wichtung einer Stimme durch Kompetenz (die Abweichung vom einfachen Prinzip «one man, one vote») auch eine direkte Beziehung zur Naturwissenschaft selbst hat: Die naturwissenschaftliche Wahrheitsfindung erfolgt prinzipiell undemokratisch, die Natur selbst (oder eben das naturwissenschaftliche Experiment) entscheidet über wahr oder unwahr, richtig oder falsch.

Die Bedeutung der Freiheit und Autonomie der Wissenschaft wird von vielen anerkannt, was ich mit einigen Zitaten belegen will. Am «ETH-Tag» im November 2014 (unser «dies academicus») sagte der ETH-Präsident Ralph Eichler «ein wesentlicher Pfeiler des Erfolges der ETH ist ihre Autonomie» und sein Kollege in der ETH-Leitung, der Rektor Lino Guzzella (seit 2015 Präsident), meinte in seiner Rede unter anderem wörtlich «die Freiheit der Forschung und Lehre ist nicht verhandelbar...» und ergänzte «der Boulevardisierung des Hochschulbetriebes (durch «Rankings» etc.) ist entgegen zu wirken».

* ETH Zürich, Laboratorium für Physikalische Chemie, 8093 Zürich.
E-mail: Martin@Quack.ch
www.ir.ethz.ch



Martin Quack studied Chemistry and Chemical Physics in Darmstadt, Grenoble, Göttingen and at the École Polytechnique Fédérale de Lausanne, where he received his doctoral degree in 1975. He was 1976/77 Max Kade Fellow at the University of California Berkeley and habilitated in Göttingen in 1978. He was appointed full professor (C4) at the University of Bonn in 1982 and Professor Ordinarius for Physical Chemistry at ETH Zurich in 1983, where he stayed since then. He was also Hinshelwood lecturer and Christensen Fellow of St. Catherine's college at Oxford University (1988) and visiting Miller Research Professor at the University of California Berkeley (2005). In recognition of his research on molecular kinetics and spectroscopy he received numerous prizes and honours, among which is the Paracelsus Prize of the Swiss Chemical Society, and he holds an honorary doctorate from the University of Göttingen. After obligatory retirement from his teaching and administrative functions at age 65 in the fall of 2013 he continued as Professor Emeritus at ETH with research of his group concentrating on some of the most fundamental problems of molecular primary kinetics, in particular also concerning parity violation and tunnelling in chiral molecules with support from an ERC advanced grant and from the SNFNS. He has been elected member of several academies, and in 2014 member of the presidium of the Leopoldina.

Es stellt sich nun freilich die Frage, wie die Autonomie der Wissenschaft im Detail verwendet wird, etwa bei ihrer Evaluation und Förderung. Das führt mich zum zweiten Punkt meines Beitrages, den ich auch mit zwei Zitaten einführen will. In einem Dokument der Berliner Akademie (24.2.2011) «Wissenschaftsreflexion» kann man einen Satz von Peter Weingart finden, den ich bei aller Zurückhaltung betreffend gekürzten Zitaten hier dennoch nur gekürzt wiedergeben will: «Die Evaluierung der Wissenschaft von aussen mit Hilfe bibliometrischer und anderer quantitativer Verfahren hat mit den Pionier-Evaluationen von Chemie und Soziologie seitens des Wissenschaftsrates auch Deutschland erreicht... In der Forschung über die Rückwirkungen dieser Instrumente auf das Verhalten der Wissenschaftler ist es weitgehender Konsens, dass die gewählten Indikatoren zwar ein vertretbares Bild der Naturwissenschaften wiedergeben [...] das Forschungs- und Publikationsgeschehen der Naturwissenschaften abbilden...». Hierzu möchte ich mir den Kommentar erlauben, dass in den Naturwissenschaften ein solcher «weitgehender Konsens» sicher nicht besteht, unter vielen herausragenden Naturwissenschaftlern besteht eher der Konsens zum Gegenteil [5, 6]. Für die Angabe von wenigen Indices und Ähnlichem als «Zusammenfassung des Leistungsausweises» wird ihre Einfachheit ins Feld geführt. Hierzu bietet sich Albert Einsteins Zitat an: «Alles sollte so einfach wie möglich gemacht werden, aber nicht einfacher». Zu diesem Punkt der Evaluation wissenschaftlicher Leistung will ich noch etwas mehr ins Detail gehen, weil dies zu meinem Hauptthema der Risiken, Chancen und Mythen in der Forschungsförderung bei Berufungen, Forschungsanträgen und Forschungspreisen gehört. Man kann hier folgende Fragen aufzählen:

1. Wer entscheidet? (Institutionen, Gremien, Einzelpersonen, Mäzene, Bürokratien etc.)
2. Wie entscheidet man, was gefördert wird? (Verfahren, Kriterien, etc.)
3. Was ist das Ziel der Förderung?
(Erkenntnis? Zukünftige Einnahmen?)
4. Was ist das Ziel der Forschung und der Wissenschaft?

Ich spreche über einige meiner Gedanken hierzu aus der Erfahrung nach fast 10 Jahren als Forschungsrat im Schweizerischen Nationalfonds, etwa 17 Jahren Tätigkeit als «DPW» (Delegierter des Präsidenten für Professorenberufungen, als Vorsitzender von Berufungskommissionen) und vielen Jahren Tätigkeit in zahlreichen Forschungspreiskommissionen.

2. Zunächst einmal: Wer entscheidet? [1]

Das sind oft Institutionen wie in der Schweiz der

«Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung» (SNF, oder Fonds National Suisse, FNS, auch SNFNS als Logo), in Österreich der «Fonds zur Förderung der Wissenschaftlichen Forschung» (FWF), in Deutschland die «Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG)», in den USA die National Science Foundation (NSF), in England das Engineering and Physical Sciences Research Council (EPSRC), in Frankreich die Agence Nationale de Recherche (ANR) und mit etwas anderer Struktur das Centre National de Recherche Scientifique (CNRS) oder europaweit relativ neu das beachtenswerte European Research Council (ERC) neben vielen weiteren. Mir persönlich nahe ist natürlich der Schweizerische Nationalfonds, wobei es besonders sympathisch ist, dass die Zielsetzung «zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung» schon im Namen der Institution erscheint (allzu oft scheint die Zielsetzung in manchen Organisationen in Vergessenheit zu geraten). Diese Institutionen haben «Autonomie» in unterschiedlichem Masse, mit unterschiedlichem Einfluss von Wissenschaftlern und Bürokraten.

Es wäre nun interessant, etwas über die Qualität dieser diversen Institutionen zu sagen, was ich hier aber nicht tun will, um unnötige Peinlichkeiten zu vermeiden. Vielmehr will ich hier ganz generell etwas zu den Verfahren bei der Bewilligung zur Finanzierung von Projekten in solchen Institutionen sagen, die übrigens ähnlich auch bei Berufungen oder der Vergabe von Preisen zur Anwendung kommen. Auch die Vergabe von Preisen an jüngere Wissenschaftler, etwa auch heute wieder durch unsere Akademie an die Preisträgerinnen und Preisträger, soll ja der Förderung ihrer Forschung dienen.

1. Die Entscheidungen werden in einem Gremium von kompetenten Fachpersonen getroffen (die selbst aktive Wissenschaftler sind mit unterschiedlicher Ausrichtung, fachlich breit abgestützt) nach einem Studium von Anträgen und antragsstellenden Personen, oft unter Verwendung von zusätzlichen Detailgutachten.
2. Die Entscheidungen werden von einem Stab von Bürokraten gefällt, der diverse Kombinationen von Indizes und Masszahlen verwendet, eventuell fachliche Gutachten einholt oder nach «Bauchgefühl».
3. Purer Zufall («Lotterie»).

Natürlich gibt es hier diverse Mischformen bei unterschiedlichen Institutionen. Ich möchte hier auf den Punkt 3, den puren Zufall, eingehen, weil das vielleicht als Scherz erscheint. Es gibt aber durchaus ernst gemeinte Vorschläge, Entscheide zur Forschungsförderung dem Zufall zu überlassen, was ich hier mit

einem Zitat belegen möchte [7], wo man auch noch mehr zu diesem Thema finden kann: «I suggest that the Engineering and Physical Science Research Council throw out the panels, throw out the referees and have a lottery for all the available funds. Such a system would be fairer than the present one and would also be better at supporting truly original research. Pure chance must give more hope than the opinions of a subset of my peers» (Les Allen). Die Zufallsauswahl wird auch bei Entscheidungen über die Annahme von Publikationen in Zeitschriften diskutiert [8, 9].

Ein Argument, das zugunsten der Zufallsentscheidung gerne vorgebracht wird, ist ihre «Gerechtigkeit» (bei ehrlicher Anwendung gibt es keine Bevorzugung). Es stimmt schon in gewisser Weise, dass der pure Zufall «gerecht» ist, aber Gerechtigkeit durch Zufall ist nur gut, wenn uns etwas durch ihn «zu-fällt», wenn der Zufall von uns abfällt, dann ist diese eben eher «Abfall». Ich möchte nicht mehr Zeit auf diese Methode verschwenden, denn es ist offensichtlicher Blödsinn, dazu erscheint sie mir auch als unmoralisch.

Ein weiteres Argument, das gelegentlich zugunsten der Zufallsauswahl vorgebracht wird, ist das vermutete Vorurteil der Experten gegenüber wirklich neuen «revolutionären» Ideen [10] und Projekten. Das ist aber nicht wirklich berechtigt, da «gute Experten» ihre Vorurteile diesbezüglich in Rechnung stellen und auch ganz bewusst «Risikoprojekten» Raum geben. Natürlich können Fehlentscheidungen auch bei den besten Experten nicht ausgeschlossen werden. Trotzdem ist eine sorgfältige Expertenentscheidung besser als der pure Zufall. Nehmen wir hier einen Vergleich aus dem täglichen Leben: Mit einer ernsthaften Erkrankung wenden wir uns nach sorgfältiger Suche an den bestmöglichen Arzt, mit den besten medizinischen Kenntnissen (dazu noch an einen zweiten solchen «Experten» für eine zweite Meinung). Wir würden uns sicher nicht in einem solchen Fall der Behandlung durch eine zufällig «auf der Strasse» ausgewählte Person anvertrauen, nicht einmal irgendeinem zufällig ausgewählten Arzt.

Ein zweiter Vergleich: Was würden unsere Studierenden sagen, wenn wir die Notenvergabe in Prüfungen durch das Los ermitteln würden anstelle einer sorgfältigen Evaluation der Prüfungsleistung? Die Zufallsmethode wird auch selten bewusst eingesetzt. Sie spielt jedoch als Beitrag zu Mischformen mit anderen Verfahren unter gewissen Voraussetzungen eine grosse Rolle, meist ohne dass dies bewusst wird (siehe unter Mythos 1 unten). Bewusst eingesetzt werden meist die Methoden 1 und 2, also Entscheidungsfindung durch Gremien und Personen diverser Provenienz.

3. Kriterien bei Entscheidungsfindungen

Damit kommen wir zur zweiten Frage nach den *Kriterien*, die zur Entscheidungsfindung bei der Bewilligung der Finanzierung von Projekten eingesetzt werden (auch bei Berufungen, Preisen etc.). Hier kann man die folgenden Hauptkriterien unterscheiden:

1. Projektqualität, meistens ermittelt durch detaillierte Fachgutachten.
2. Forscherpersönlichkeit, erschlossen aus früheren Forschungsleistungen und weiteren Informationen wie persönliche Vorstellung, Gespräche, Vorträge etc. Der Präsident der Humboldt-Stiftung Helmut Schwarz hat dies einmal prägnant als «Fund people, not projects» formuliert [11]. Naturgemäß steht dieses Kriterium etwa bei Berufungen im Vordergrund.
3. Bürokratische Indices wie Zitatindices (Totalzahl von Zitaten, h-Index etc.), Drittmitteleinwerbung (Geldsumme, Projektzahl), Zahl der beteiligten Forscherinnen und Forscher in Forschungsverbänden, Zahl der Publikationen (eventuell gewichtet mit «Impact Factor» der Zeitschrift, Zahl als «Erstautorin» oder «Letztautor» oder durch spezifischen Bezug zum Projektinhalt etc., oder etwa nur Zahl der Publikationen in «Science» zählt usw.)

Nach meiner Erfahrung werden in unterschiedlichen Organisationen und Gremien die drei genannten Hauptkriterien mit sehr unterschiedlichen Gewichten verwendet, was man zunächst einmal als Tatsache ohne Wertung festhalten kann. In der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung des Schweizerischen Nationalfonds wurden (wenigstens in der Zeit meiner Tätigkeit dort) fast ausschliesslich die Kriterien 1 und 2 eingesetzt (ich möchte wertend hinzufügen: glücklicherweise), wobei sich in neuerer Zeit manchmal Argumente aus dem Punkt 3 in die Diskussion einschleichen, aber kein grosses Gewicht haben. Hierbei ist vielleicht zu bemerken, dass das genannte Gremium aus ausgewählten Wissenschaftlern besteht, die im Schweizerischen Sinne im «Milizsystem» (jeder Bürger ist Teilzeitsoldat) einen begrenzten Teil ihrer Zeit (und während einer begrenzten Periode) für die Mitarbeit in dem Gremium zur Verfügung stellen, ohne aus der aktiven Wissenschaft auszuscheiden. Ein solches Gremium ist naturgemäß bestimmt von wissenschaftlicher Argumentation und weniger anfällig für bürokratische Masszahlen. Es sind mir aber auch andere Institutionen und Gremien bekannt, wo Punkt 3 eine dominierende Rolle spielt. Zwischen diesen beiden Grenzen gibt es viele Übergangsbeispiele.

Nachdem ich hier schon zu Wertungen übergegangen bin, möchte ich auf einige schwerwiegende und

zunehmende Missstände hinweisen. Dazu gehört, was ich als «Mythen» bei der Evaluation wissenschaftlicher Projekte (und allgemeiner von wissenschaftlicher Forschung, Forscherinnen und Forschern) bezeichnen möchte.

4. Einige Mythen

Mythos 1: Hohe Ablehnungsquoten A (bei Förderrungsverfahren, Zeitschriften etc.) zeugen für hohe Qualität des Verfahrens («Kompetitivität»). Der Unsinn dieser weitverbreiteten Ansicht ist leicht durch eine Grenzwertbetrachtung erkennbar: Beim Grenzwert $A \rightarrow 1$ wird nichts mehr bewilligt (« $B \rightarrow 0$ »), alles abgelehnt. Das wäre dann das besonders gute Verfahren, wo Gesuchsteller Anträge einreichen, Gremien Gutachten einholen und diskutieren, aber in den Entscheidungen nichts mehr bewilligen, der totale Leerlauf. Das ist offensichtlich Blödsinn. Aber auch bei hohen Ablehnungsquoten $A < 1$, z.B. 0.9, sind die Verfahren meist von schlechter Qualität. Hier spielt dann erfahrungsgemäss bei der Schlussauswahl der wenigen geförderten Projekte der oben erwähnte Zufall effektiv eine entscheidende Rolle, weil es eben keine verwertbaren anderen Kriterien mehr gibt, dann könnte man auch gleich das Los entscheiden lassen und sich viel Arbeit sparen. Natürlich führt auch der andere Grenzfall ($A = 0$, alles wird bewilligt) in der Regel nicht zu einem effizienten Einsatz von Forschungsmitteln.

Eine Zahl für eine «richtige» Ablehnungsquote für gute Qualität kann man nicht angeben. Sachlich richtig wäre es eben, alle guten Projekte zu bewilligen und alle schlechten abzulehnen. Wie viele das jeweils sind, hängt vom Zusammenhang ab und auch vom Umfeld, dem Wissenschaftsbereich und der Wissenschaftstradition etwa in einem Land. Wenn weniger als 20% der Gesuche bewilligt werden, sinkt aber nach meiner Erfahrung die Verfahrensqualität und Effizienz sehr schnell und drastisch ab.

Mythos 2: Zitathäufigkeiten spiegeln die Bedeutung einer wissenschaftlichen Arbeit wieder. Kennern der Materie ist der Unsinn dieser Aussage wohlbekannt und mit vielen Beispielen belegt. Ich zitiere hier ein sehr prominentes Beispiel, das von R. N. Zare diskutiert wurde [12]. Die Arbeit von S. Weinberg «A Model of Leptons» [13] hat massgeblich das sogenannte «Standard Modell» der Hochenergiephysik geprägt (und hat auch massgeblich zur Verleihung des Nobelpreises an Weinberg beigetragen, sie hat übrigens auch Bedeutung bis in die aktuelle physikalische Chemie der molekularen Chiralität [14, 15] hinein). Nach Zare wurde die Arbeit von Weinberg 1967 und 1968 gar nicht zitiert, 1969 und 1970 jeweils einmal (1971 4 Zitate, davon 1 Selbstzitat). Das bedeutet,

dass diese sehr bedeutende Publikation im genannten Zeitraum nichts zum «Impact Factor» der betreffenden Zeitschrift (Phys. Rev. Letters) beigetragen hätte, ebenso auch nicht zur Berufung oder Beförderung von Weinberg oder zur Förderung seiner betreffenden Forschung, wenn man bei der Begutachtung auf diese Daten geschaut hätte (was glücklicherweise nicht geschah; Weinberg wurde von seinen Kollegen hoch geschätzt und gefördert). Analoge Beispiele gibt es viele (bei [16] findet man eine Graphik für einige klassische NMR-Arbeiten), wenn auch nicht alle Fälle dieser Art dann mit einem Nobelpreis enden. Heute, *nach* dem Nobelpreis, ist die Arbeit von Weinberg mit über 5000 Zitaten viel zitiert, was aber irrelevant bezüglich der Verwendung solcher Daten zum Zeitpunkt der Entscheide über (weitere) Forschungsförderung ist (der typische Zeitraum hierfür wäre ja ca. 1967-1970 gewesen, heute stellt sich diese Frage nicht mehr). Ein offensichtlicher Unsinn bei der Wertung von Publikationen nach der Zitatzahl ist die Vernachlässigung des «Vorzeichens» des Zitats – ob die Arbeit positiv oder negativ gewürdigt wird. Petsko [17] hat das scherhaft diskutiert, aber es ist in Wahrheit sehr ernst: Dubiose und kontroverse Arbeiten können sehr hohe Zitatzahlen erreichen, aber sind sie deshalb gut? Straumann [18] hat auch ein Beispiel gefunden, wo aus den «Sitzungsberichten der Preussischen Akademie» durch schrittweise Verstümmelung des Zitats ein Zweitautor S. B. Preuss zu einer Arbeit von Einstein erzeugt wurde, wobei der Autor S. B. Preuss mit A. Einstein viele Zitate erhielt von Personen, die diese Arbeit offenbar nie gelesen hatten [19, 20]. Ich will das nicht weiter vertiefen, sondern gleich zum nächsten, nahe verwandten Mythos kommen.

Mythos 3: Der aus den Zitathäufigkeiten der ersten Jahre nach Publikation hergeleitete Impact Faktor einer Zeitschrift spiegelt deren Qualität wieder (z.B. «Science» mit ihrem riesigen Impact Faktor ist eine «hervorragende Zeitschrift»). Das Beispiel aus dem Mythos 2 zeigt schon, dass die Grundlage im Einzelfall hierfür falsch ist. Gelegentlich wird aber behauptet, durch die kumulative Verwendung vieler solcher Einzelfälle werde der Impact Faktor doch ein sinnvolles Mass. Kenner wissen, dass das nicht der Fall ist. Es gibt gute Zeitschriften (in meinem engeren Gebiet etwa PCCP, J. Chem. Phys., J. Phys. Chem. oder Mol. Phys.) mit relativ tiefen Impact Faktoren (im Vergleich zu «Science», deren Qualität als eher zweifelhaft eingestuft werden muss). Selbst wenn man nicht auf das böse Zitat zurückgreifen will, dass die Voraussetzung für die Publikation einer Arbeit in «Science» sei, dass sie entweder falsch oder gestohlen ist (zu «falsch» erinnere ich sehr markant die Diskussion durch Volkmar Trommsdorff in [21], oder [22],

kommentiert in [23, 24], neben sehr vielen weiteren Beispielen), so werden jedenfalls viele Fachleute in unserem Gebiet der milderer Aussage zustimmen, dass die Beziehung von «Science» zu den anderen vier aus unserem Gebiet genannten Zeitschriften etwa so ähnlich ist, wie sich in der allgemeinen Presse der Schweizer «Blick» oder die Bildzeitung zur Neuen Zürcher Zeitung oder Frankfurter Allgemeinen verhält. Natürlich gibt es auch wissenschaftliche Zeitschriften ungetrübter, hoher Qualität mit relativ hohen, wenn auch nicht den höchsten Impact Faktoren (z.B. Angewandte Chemie). Es gibt eben keine einfache Beziehung zwischen Qualität und Impact Faktor. Ein hoher Impact Faktor spricht nicht notwendig gegen eine Zeitschrift als «Boulevard-Stil»-Journal. Es gibt gute und schlechte Zeitschriften mit tiefen und hohen Impact Faktoren, gemischt verteilt, ohne wirklich zwingende Beziehung.

Mythos 4: Der sogenannte h-Index (Hirsch-Index) ist ein geeignetes Mass für die Bedeutung eines Wissenschaftlers oder einer Wissenschaftlerin. Hirsch, der dieses bibliometrische Mass eingeführt hat [25], hat das behauptet und tatsächlich vorgeschlagen, man solle es als Grundlage für die Entscheidungen zu Berufungen und Beförderungen junger Wissenschaftler verwenden («tenure»-Entscheid im amerikanischen System). Der gefährliche Unsinn eines solchen Vorschlags für Berufungsentscheidungen ist für Kenner der Materie auch durch viele Beispiele bekannt und z.B. in den Artikeln von Molinié und Bodenhausen [16, 26] und Ernst [5, 6] dargelegt (mit einer späteren Ergänzung versehen [27]). Ich verweise hier auf diese sehr guten Diskussionen und wende mich noch einer weiteren quantitativen Masszahl zur Messung der Forschereffizienz zu.

Mythos 5: Die «Drittmitteleinwerbung» (D) wird von vielen Bürokraten oft und gerne eingesetzt und kann etwa definiert werden als

$$D = \frac{\text{Summe der eingeworbenen Finanzmittel}}{\text{Zahl der beteiligten Forscher}} \quad (1)$$

Eine solche Zahl ist natürlich leicht für jeden For- scher oder jede Forschergruppe zu erfassen (daher die Beliebtheit). Bei einem Nachdenken kommt man aber schnell zum Schluss, dass für den optimalen Einsatz von Forschungsmitteln eher eine Masszahl verwendet werden sollte, wo die finanziellen Mittel im Nenner stehen (wenn überhaupt), etwa die Forschungseffizienz F_E :

$$F_E = \frac{\text{Wissenschaftliche Erkenntnis}}{\text{eingesetzte finanzielle Mittel}} \quad (2)$$

Ich kann hier Martin Suhm zitieren [28]: «Es wäre jedenfalls nicht verkehrt, wenn die ausgegebene

(Dritt-)Mittelsumme ab und zu auch dort einmal auftauchte, wo sie im Sinne der Nachhaltigkeit und Effizienz zu suchen ist: Im Nenner statt im Zähler.» Das Problem für den bürokratischen Einsatz dieser «Masszahl» F_E ist, dass die «wissenschaftliche Erkenntnis» nicht durch eine Zahl erfasst werden kann. Die Gleichung (2) ist also keine wirkliche Grössengleichung, sondern nur symbolisch (es sei denn, man verwendet statt «wissenschaftliche Erkenntnis» die Zahl der Publikationen oder Zahl der Zitate etc., was in der Tat gemacht wird, aber wie schon vermerkt, unsinnig ist).

Diesen Punkt abschliessen möchte ich mit einem generellen Kommentar zur Gefahr des Unsinns der Verwendung bibliometrischer Daten in der Forschungsförderung. J. Gerhards hat eine Arbeit «Der Deutsche Sonderweg in der Messung von Forschungsleistungen» publiziert (in der Reihe Wissenschaftspolitik im Dialog) [29], aus der ich wörtlich (etwas gekürzt) zitiere «Will das deutsche Wissenschaftssystem im internationalen Vergleich besser abschneiden, müssen Publikationen und Zitationen zu den zentralen Indikatoren der Leistungsbemessung werden Eine bessere Institutionalisierung bibliometrischer Verfahren in Deutschland würde die Anreize so setzen, dass sie im Einklang mit internationalen Standards stehen.» In der Tat gibt es ernsthafte Wissenschaftler, die dem Aberglauben der Bibliometrie erliegen. Von einem bibliometriegläubigen Kollegen habe ich den Satz gehört «... es gibt keine objektive Alternative» (zur Evaluation durch Bibliometrie). Richard Ernst hat in seinem hervorragenden, sehr deutlichen Essay hierzu die offensichtliche Alternative formuliert: «And there is indeed an alternative: Very simply start reading papers instead of merely rating them by counting citations» [5, 6].

Auf einer Tagung der Humboldt Stiftung «Beyond Bibliometrics», die im November 2014 in Berlin stattfand, waren zahlreiche Vertreter aus den höheren Wissenschaftsbürokratien weltweit anwesend. In der Tat haben sich viele Teilnehmer (etwa nach meiner Erinnerung aus China, Indien, Afrika, Australien etc.) generell sehr positiv zur Verwendung der Bibliometrie in der Forschungsevaluation geäussert, aber es gab auch einige Gegenstimmen. Die dort anwesende Kollegin von der Harvard University äusserte sich sehr ablehnend zur Bibliometrie, etwa mit folgendem Satz: «After all we are still obliged to actually read each others papers in an evaluation process». Weitere sehr ablehnende Stimmen zur Bibliometrie kamen aus Stanford und Oxford (neben der meinen, von der ETH Zürich). Ich habe mich an dieser Tagung zwar mit meiner Meinung in der Minderheit gefühlt, aber innerhalb dieser Minderheit in bester

Gesellschaft. Ich denke nicht, dass gute Hochschulen ihre Berufungen nach bibliometrischen Kriterien vornehmen, und ganz generell sollten Hochschulen das sicher nicht tun. Natürlich erfordern seriöse Berufungsverfahren wie auch die Entscheidung über Zusprache von Fördermitteln Zeit, Sachverstand und Verantwortungsbewusstsein. Die Qualität in solchen Verfahren hängt wesentlich von der Qualität der Personen in den betreffenden Gremien ab.

5. Gute Praxis

Eine Zusammenfassung «guter Praxis» ist etwa in [3] zu finden, sie ist wohlbekannt und durchaus kein Geheimnis: Man beruft eine Gruppe kompetenter und vertrauenswürdiger Experten, die auf dem betreffenden Gebiet ein genügend breites Spektrum abdecken, um eine zu enge Sicht zu vermeiden und eventuelle Interessenkonflikte zu neutralisieren. Diese Gruppe muss jede Person, oder jeden Forschungsantrag im Detail anschauen und bei Bedarf weitere Spezialgutachten von auswärtigen Gutachtern zu den Einzelfällen anfordern. Die Gruppe als Ganzes muss jeden Einzelfall diskutieren, bis es schliesslich zu einer Entscheidung durch die gesamte Gruppe kommt, sei es im Konsens, sei es durch Abstimmung, falls nötig. Das Verfahren ist nicht neu und wird von guten Forschungsinstitutionen mit entsprechenden Kommissionen oder Universitäten mit ihren Berufungskommissionen, aber auch bei Akademien und Preiskomitees für Wissenschaftspreise praktiziert. Es hat viele Vorteile und minimiert die Wahrscheinlichkeit schwerer Fehlentscheidungen, wenn auch gelegentliche Fehler nie ganz ausgeschlossen werden können. Es hat einen Hauptnachteil: Es ist zeit- und kostenintensiv [30]. Es erfordert auch die Mitarbeit geeigneter Experten, die bisweilen schwer zu finden sind. Diese Nachteile haben manche Institutionen dazu geführt, vereinfachte «Abkürzungen» wie unter den 5 Mythen erwähnt, zu verwenden. Solche «Abkürzungen» sollten aber als töricht und sogar betrügerisch betrachtet werden, da sie das notwendige Expertenwissen durch bürokratischen Aberglauben verfälschen. Solche «Abkürzungen» in Evaluationen sollten genauso als unmoralisch betrachtet werden wie in der Wissenschaft der Ersatz von seriösen Experimenten und Analysen der Daten durch die «Abkürzung» der Datengewinnung durch Erfindung und Fälschung, wenn etwa eine Hypothese überprüft oder belegt werden soll.

Gelegentlich wird behauptet, dass die Verwendung von statistischen Indices wie bibliometrischen Daten durch eine vielleicht vorhandene Korrelation mit «realen» Daten gerechtfertigt ist. So wird behauptet, dass wirklich «gute Wissenschaftler» (wie durch seriöse fachliche Evaluation der Leistung er-

mittelt) statistisch einen höheren h-Index haben als «schlechtere» Wissenschaftler. Selbst wenn diese Korrelation existiert, was man auch bezweifeln kann, so kann man aus vielen Beispielen nachweisen, dass es eine sehr grobe Korrelation ist mit grossen Abweichungen in vielen Einzelfällen. Bei der Beurteilung in Berufungsverfahren oder Entscheidungen über Förderung von Forschungsprojekten ist aber eine sehr wichtige Einzelfallbeurteilung und -entscheidung nötig. In einer solchen Situation ist eine ungefähre Korrelation nutzlos, da es zu viele grosse Abweichungen gibt, was zu einer sehr grossen Zahl von Fehlentscheidungen in Einzelfällen führen würde.

Ich möchte hier auch einen Vergleich anstellen mit einer anderen Evaluation, die Hochschullehrerinnen und -lehrern bestens vertraut ist. Aus langer Erfahrung weiss man, dass es etwa bei Prüfungsdokumenten mit Lösungen zu naturwissenschaftlichen Aufgaben (aus meiner persönlichen Erfahrung nach Jahrzehnten mit unzähligen schriftlichen Prüfungen in Physikalischer Chemie) eine sehr grobe Korrelation zwischen der Länge des Prüfungsdokumentes und der durch sorgfältige Evaluation ermittelten Prüfungsleistung gibt. Je länger die schriftliche dokumentierte Lösung, desto besser das Prüfungsergebnis, im statistischen Mittel wenigstens. Es gibt aber bekanntlich viele Ausnahmen in dieser Korrelation, manche sehr kurze und prägnante Lösungen sind ausgezeichnet, und zahlreiche, sehr lange Lösungspapiere sind schlecht, da sie viele falsche Ergebnisse und wenig Richtiges enthalten. Wenn man nun die tatsächlich bestehende statistische Korrelation zwischen Prüfungsleistungen und Lösungslängen als Rechtfertigung nähme in einem abgekürzten und in der Tat stark vereinfachten und sehr zeitsparenden Verfahren die Prüfungsnote einfach anhand der Länge des Prüfungsdokumentes festzulegen, so wäre das ein törichtes, ja unmoralisches und wirklich betrügerisches Vorgehen der Examinatoren. Die Analogie zur Verwendung von bibliometrischen und anderen statistischen Indikatoren als «abgekürztes, vereinfachtes Verfahren» bei der Evaluation von Wissenschaftlern und Forschungsprojekten ist offensichtlich. Eine weitere Analogie ist auch, dass in beiden abgekürzten Evaluationen die Experten gar nicht mehr benötigt werden, die Evaluation kann von Verwaltungsangestellten vorgenommen werden. Mehr muss man hierzu nicht sagen.

Natürlich stellt sich die Frage, welche Kriterien dann bei einer Evaluation durch die Experten verwendet werden. Das will ich mit einem Zitat über Berufungs-(«tenure»)-Verfahren am Chemiedepartement der Stanford Universität beleuchten, wie es von Richard Zare zusammengefasst wurde [12]:

1. First of all they must be good departmental citizens.
2. Second they must become good teachers.
3. The Department wants them to become great researchers (this last criterion is the most difficult). We ask experts, whether the research of the candidate has changed the view of the nature of chemistry in a positive way.
... it is **not** based on the number of papers, with an algorithm on impact factor, etc.
... do **not** discuss h-index metrics
... do **not** count publications or rank them as to who is first author
We just ask: has the candidate really changed significantly how we understand chemistry.

Ich würde aus meiner langjährigen Erfahrung im Vorsitz bei Berufungskommissionen an der ETH sagen, dass dies auch dort sehr vergleichbar gilt, wenn auch immer wieder einmal der Versuch gemacht wird, Bibliometrie in die Verfahren einzuschleusen. Insbesondere junge Leute sagen mir dann oft, dass sie sehr wohl Universitäten kennen, wo bibliometrische Daten bei Berufungen wesentlich oder sogar entscheidend mitberücksichtigt werden. Die Antwort darauf lautet: Ja, es gibt eben auch schlechte Universitäten, und wenn dann gefragt wird, wie man die schlechten Universitäten von den guten unterscheidet, ist meine Antwort: jedenfalls nicht mit Bibliometrie oder «Rankings». Wohl aber kann zum Beispiel das Vorgehen einer Universität bei Berufungen Hinweise darauf geben, ob sie schlecht oder gut ist.

Dass die Kriterien 2 und 3 zu Lehre und Forschung in der Liste von Zare im Berufungsverfahren an Hochschulen wichtig sind, scheint selbstverständlich. Die Forderung 1. nach dem «good citizen» mag vielleicht manchen erstaunen und den Verdacht aufkommen lassen, man wolle vielleicht nur «angepasste Typen» berufen. Dem ist nicht so, vielmehr kommt die Forderung nach dem «good citizen» aus der leidvollen Erfahrung: «because bad citizens can damage good science». Diese Problematik wird in der Wissenschaft gerne verschwiegen oder kleingeredet, ist aber in Wahrheit sehr ernst, da die Schäden durch «bad citizens» auch für die Forschung direkt und indirekt enorm sein können. Schlechtes Verhalten kann als blanke Fälschung in der Forschung auftreten (und die Schäden sind viel grösser als irgendein potentiell vom Fälscher erhoffter Nutzen für ihn selbst [31]), oder es kann um Betrug an einem Kooperationspartner in der Forschung gehen, der hintergangen und ausgebootet wird. Ein solches Beispiel in der Auseinandersetzung zwischen O. Piccioni und E. Segré in der Entdeckung des Antiprotons ging bekanntlich bis vor die Gerichte mit riesigen indirekten Schäden

für die Forschung und ihr Ansehen [32]. Dass Segré ein schweres Unrecht an seinem Kollegen begangen hat, kann kaum bezweifelt werden. Es wurde aber nicht geahndet, sogar vielleicht belohnt, was kein gutes Licht auf diesen Bereich der Physik in dieser Zeit wirft. Dass das Problem überhaupt an die Öffentlichkeit getragen wurde, ist die Ausnahme. Meist werden solche Vergehen mit einem Mantel des Schweigens bedeckt. Ich erwähne lieber nicht ein ähnliches Beispiel aus der physikalischen Chemie, das mir bekannt ist, da hier kein «dies irae» gesungen werden soll. Unser Hinweis auf die Amoral der Verwendung von «abgekürzten» Verfahren etwa mit Bibliometrie in der Forschungsevaluation und bei Berufungen gibt ein weiteres Beispiel: Bibliometriker sind «bad citizens» in diesem Sinne. Die systematische Korrumperung der Wissenschaft durch Einsatz bekannt fehlerhafter Evaluationsmethoden und damit auch Setzung falscher Anreize ist ein Verbrechen an der Wissenschaft.

Grundsätzlich geht es bei der Frage nach einem moralisch guten Verhalten der «Bürger der Wissenschaftsrepublik» nicht eigentlich um etwas Wissenschafts- oder Forschungsspezifisches, sondern um ein Prinzip allgemein menschlichen Verhaltens. Das Motto der ETH Zürich «Prima di essere ingegneri voi siete uomini», formuliert von einem ihrer Gründerväter Francesco de Sanctis (1817 - 1883) hat hier Gültigkeit. Die Förderung der Forschung durch menschlich korrektes Verhalten beruht eben unter anderem in der Abwendung von Schaden. Der hiermit abgeschlossene Abschnitt unserer Diskussion der Forschungsförderung hat sich mit der Berufung von Professorinnen und Professoren an Hochschulen befasst. Tatsächlich sind gute Berufungen an Hochschulen die wichtigste, langfristig wirksame und sehr effiziente Form der Forschungsförderung. Grosszügige, stabile Berufungszusagen, ihr Einhalten, Vertragstreue und Verlässlichkeit sind entscheidende Elemente, die leider auch an den besten Hochschulen in neuerer Zeit einer zunehmenden Korrosion ausgesetzt sind. Grundlagenforschung braucht aber hervorragende Wissenschaftler und die Freiräume [11], die ihnen durch angemessene Berufungszusagen geschaffen werden als wichtigste Säule der Forschungsförderung an Hochschulen.

6. Zur Freiheit der Wissenschaft

Freiräume werden auch geschaffen durch Abbau der Bürokratie, was mich zu einem der grössten Risiken der aktuellen Forschungsförderung führt: dem unaufhaltsamen Wachstum der Bürokratie. Das kann insbesondere in der Forschung grossen Schaden anrichten [33]. Auch dies ist kein auf die Wissenschaft beschränktes Phänomen. Viel wurde hierüber geschrieben. «Parkinson's Law» [34] zum exponenti-

ellen Wachstum der Verwaltungsbürokratie hat zu allerlei scherhaften Kommentaren Anlass gegeben, es ist aber eine ernste Angelegenheit, auch die Krebszellen einer Krebsgeschwulst folgen diesem Wachstumsgesetz (bis es durch eine Katastrophe beendet wird, siehe auch [1, 2]). Eine Analyse des Personalbestandes in der Wissenschafts- und Hochschulbürokratie zeigt bedenkliche Analogien, die ich aber hier nicht vertiefen will. Ich möchte hier ausdrücklich festhalten, dass dies kein Rundumschlag gegen jede Hochschul- und Forschungsförderungsverwaltung ist. Es gibt sie, die «gute Verwaltung», die der Wissenschaft recht eigentlich dient. Der Personalbestand wächst dort allerdings nicht, sein Anteil nimmt eher ab. Gute Verfahren bei der Wissenschaftsförderung haben eine grosse Bedeutung, denn neben der intrinsischen Motivation, die Forschung zum persönlichen Glück der Erkenntnis zu betreiben [35-37], birgt die naturwissenschaftliche Forschung wohl die grösste Chance unter allen Investitionen der Menschheit in ihre Zukunft [1].

Die Gewährung von Freiheit in der Forschung und Autonomie in ihrer Förderung sind wesentliche Elemente bei dieser Investition. Die intrinsische Motivation des Erkenntnisstrebens in der Grundlagenforschung ist die beste Garantie für den Erfolg

dieser Investition. Die Fremdsteuerung der Wissenschaft durch Setzen falscher Anreize und gezielte Korruption mit Hilfe von bibliometrischen und ähnlichen Evaluationsmethoden ist eine grosse Gefährdung dieser Investition, dazu auch zutiefst unmoralisch: Ceterum censeo: bibliometriam esse delendam. Die Wissenschaftler dürfen sich nicht selbst entmündigen durch Übernahme bürokratischer Herrschaft mit «Indices» und «Rankings». Wir müssen den Mut haben, auf unser eigenes, durch Sachkenntnis und Erfahrung geschultes wissenschaftliches Urteil zu vertrauen, bei allen bestehenden Zweifeln. Wenn wir diese Freiheit und Autonomie der Selbststeuerung der Wissenschaft preisgeben, etwa aus Bequemlichkeit und für einen scheinbaren Zeitgewinn durch Anwendung abgekürzter bürokratischer Methoden, dann werden wir am Ende nicht nur unsere Freiheit verloren haben, sondern auch unsäglich viel Zeit durch die Herrschaft der Bürokratie. Der Wert der Freiheit gilt in der Wissenschaft wie auch sonst und hierzu kann eine berühmte Rede aus dem Jahr 1963 zitiert werden «Freedom is indivisible» [38]. Bürokratische Eingriffe in die Freiheit der naturwissenschaftlichen Forschung dienen nicht der Erhöhung der Effizienz oder Wirtschaftlichkeit, sondern führen zur Zerstörung von Kreativität in der Schöpfung von Neuem [36]. ■

Literatur

1. Quack, M.: Bunsen-Magazin, 14 (2012), S. 181–189.
2. Quack, M.: Deutsche Zahnärztliche Zeitung, 67 (2012), S. 726–730.
3. Quack, M.: Myths, Challenges, Risks and Opportunities in Evaluating and Supporting Scientific Research. In: Welpe, I. M., Wollersheim, J., Ringelhan, S. & Osterloh, M. (Eds.): Incentives and Performance: Governance of Research Organizations, Chapt. 14, Springer International Publishing, Cham, Heidelberg, New York ed., 2015, S. 223–239, ISBN 978-3-319-09784-8.
4. Quack, M.: Über Autonomie und Freiheit der Wissenschaft: Mythen, Risiken und Chancen bei der Evaluation und Förderung der naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung (Schriftliche Fassung des Vortrages vom 28. November 2014), Debatte 14, Streitgespräche in den Wissenschaftlichen Sitzungen der Versammlung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, 28. November 2014, Vol. Heft 14, Hrsg. Präsident der BBAW ed., 2015, S. 21–41, ISBN 978-3-939818-62-5.
5. Ernst, R. R.: Chimia, 64 (2010), S. 90–90.
6. Ernst, R. R.: Bunsen-Magazin, 5 (2010), S. 199–200.
7. Allen, L.: zitiert nach Neil Duxbury, Random Justice, Oxford 1999, S. 89, wie zitiert von Hubertus Buchstein in *Forschung und Lehre* 8, 596–597.
8. Osterloh, M.: Nova Acta Leopoldina NF, 117 (2013), S. 103–113.
9. Osterloh, M. & Kieser, A.: Double-Blind Peer Review: How to Slaughter a Sacred Cow. In: Welpe, I. M., Wollersheim, J., Ringelhan, S. & Osterloh, M. (Eds.): Incentives and Performance, Chapt. 19, Springer International Publishinged., 2015, S. 307–321, ISBN 978-3-319-09784-8, und dort zitierte Literatur.
10. Kuhn, T. S.: The structure of scientific revolutions, University of Chicago Press, Chicago, 1962.
11. Kneißl, D. & Schwarz, H.: Angew. Chem., 123 (2011), S. 12578–12579.
12. Zare, R. N.: Curr. Sci., 102 (2012), S. 9 siehe auch R. N. Zare, Editorial: Assessing Academic Researchers, Angew. Chem. Int. Ed., 2012, 51, 7338–7339.
13. Weinberg, S.: Phys. Rev. Lett., 19 (1967), S. 1264–1266.
14. Quack, M.: Fundamental Symmetries and Symmetry Violations from High Resolution Spectroscopy. In: Quack, M. & Merkt, F. (Eds.): Handbook of High Resolution Spectroscopy, Vol. 1, Chapt. 18, Wiley, Chichester, New Yorked., 2011, S. 659–722, ISBN 978-0-470-06653-9.
15. Quack, M.: Adv. Chem. Phys., 157 (2014), S. 249–290 Chapter 18.

16. Molinié, A. & Bodenhausen, G.: Chimia, 64 (2010), S. 78–89.
17. Petsko, G. A.: Genome Biol., 9 (2008) Article Number: 107.
18. Straumann, N.: Materie, Antimaterie, und Dunkle Energie. In: Walde, P. & Kraus, F. (Eds.): An den Grenzen des Wissens, Vdf Publishers, Zürich, 2008, S. 103–126, ISBN 978-3-7281-3105-8, Here it is shown that a paper of A. Einstein (1931) (see citation) has been transformed by citations (obviously from people who never read or even saw the paper) until it reached its "canonical form" with a second coauthor S. B. Preuss (A. Einstein and S. B. Preuss (1931)).
19. Einstein, A.: Sitzber. Preuss. Akad. Wiss. Phys.-Math. Kl. (1931), S. 235–237 (siehe auch ebendort 1916, Seiten 688 - 690 und 1918, Seiten 154–167).
20. Einstein, A. & Preuss, S. B.: Akad. Wiss. (1931), S. 235 (eine gebräuchliche, falsche Form des Zitas [19]).
21. V. Trommsdorff Abschiedsvorlesung ETH Zürich (als Aufnahme abhörbar).
22. Tikhonov, V. I. & Volkov, A. A.: Science, 296 (2002), S. 2363–2363.
23. Albert, S., Meier, B. H., Quack, M., Seyfang, G. & Trabesinger, A.: Chimia, 60 (2006), S. 476.
24. Manca Tanner, C., Quack, M. & Schmidiger, D.: J. Phys. Chem. A, 117 (2013), S. 10105–10118.
25. Hirsch, J. E.: Proc. Natl. Acad. Sci. U. S. A., 102 (2005), S. 16569–16572.
26. Molinié, A. & Bodenhausen, G.: Bunsen-Magazin, 5 (2010), S. 188–198.
27. Molinié, A. & Bodenhausen, G.: Chimia, 65 (2011), S. 433–436.
28. Suhm, M. A.: Bunsen-Magazin, 12 (2010), S. 200.
29. Gerhards, J.: „Der Deutsche Sonderweg in der Messung von Forschungsleistungen“ Wissenschaftspolitik im Dialog, Schriftenreihe der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Berlin, 2013, ISBN 7978-3-939818-36-6.
30. Diederich, F.: Angew. Chem., 125 (2013), S. 14072–14073.
31. Pfaltz, A., Van Gunsteren, W. F., Quack, M., Thiel, W. & Wiersma, D. A., 2009, http://www.ethlife.ethz.ch/archive_articles/120123_Expertenbericht_t1/120123_Expertenbericht, An investigation with respect to the Possible Fabrication of Research Data reported in the Thesis ETH No 13629 and in the Papers Journal of Chemical Physics 112 (2000) 2575 and 113 (2000) 561, July 2009, ETH.
32. Heilbron, J. L.: The detection of the antiproton In: De Maria, M., Grilli, M. & Sebastiani, F. (Eds.): Proceedings of the International Conference on the Restructuring of Physical Sciences in Europe and the United States 1945–1960 (Rome, 1988), World Scientific, Singapore, 1989, S. 161–209, ISBN 9971-50-740-4.
33. Szilárd, L.: The Mark Gable Foundation The voice of the dolphins, and other stories, Simon & Schuster, New York, 1961, Dieser schöne Essay ergibt ein gutes Zitat zur Schädigung der Forschung durch bürokratische Förderung, selbst wenn grosszügig viele Finanzmittel verteilt werden..
34. Parkinson, C. N.: Parkinson's Law and other Studies in Administration, The Riverside Press, Cambridge - Massachusetts, 1957.
35. Quack, M.: Bulletin der Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden VSH-AEU, Bulletin Nr. 1 (April 2011) (2011), S. 7–14, zweiter, neu bearbeiteter Essay mit Nachdruck der Doktoratsfeierrede 2004 («commencement speech»).
36. Quack, M.: Wie kommt das Neue in die Naturwissenschaft? (Schriftliche Fassung des Vortrages vom 15. Juni 2015) Debatte 15: „Zuviel Mainstream oder: Wie kommt das Neue in die Wissenschaft?“ Streitgespräche in den Wissenschaftlichen Sitzungen der Versammlung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, 5. Juni 2015 und 27. Nov. 2015, Vol. Heft 15, Präsident der BBAW ed., 2015.
37. Schwarz, H.: Nature Reviews (2017) im Druck.
38. J. F. Kennedy, The Berlin Speech, 28 June 1963 (der von mir hieraus zitierte Satz wird meist durch einen anderen, noch berühmteren Satz übertönt, aber die ganze Rede ist sehr lesenswert und zur vielfachen Wiederlektüre empfohlen).